

Leseprobe

Thomas Bauer
***Die Vereindeutigung der Welt. Über den Verlust
an Mehrdeutigkeit und Vielfalt.***

Reclam Verlag, Ditzingen 2018
ISBN 978-3-15-019492-8

S. 7-12 & 25-30



1 »Alles so schön bunt hier« – Ein Zeitalter der Vielfalt?

1978 sang Nina Hagen in ihrem Punksong »TV-Glotzer«:

Ich glotz' von Ost nach West, 2, 5, 4
Ich kann mich gar nicht entscheiden,
Ist alles so schön bunt hier!
Ich glotz' TV

Was soll man heute sagen, wo fast ein jeder hunderte Programme empfangen kann, von der Vielfalt neuer Medien ganz zu schweigen? Aber nicht nur das Medienangebot ist vielfältiger geworden. Vielfältiger sind auch Identitätsangebote, Krimiserien, Zahnpasten und Schokoriegel geworden. Verwunderlich ist das freilich nicht, dass in einer kapitalistischen Konsumgesellschaft das Warenangebot vielfältiger wird – und damit auch die Identitätsangebote an all jene Leute, die diese Waren kaufen sollen. Aber leben wir deshalb tatsächlich in einem Zeitalter der Vielfalt?

In Deutschland ist der Vogelbestand seit 1800 bis heute um 80 Prozent zurückgegangen. Noch schlechter als den Vögeln geht es den Insekten. Der Entomologische Verein Krefeld etwa stellte fest, dass in 25 Jahren deren Biomasse »um bis zu 80 Prozent abgenommen hat«. Damit hätten die Insekten mit ihrem Bestandseinbruch um 80 Prozent in 25 Jahren »die Vögel mit ihrem 80-Prozent-Rückgang in 200 Jahren weit überholt«. Und die Pflanzen? Nach den Listen der International Union for Conservation of Nature gelten »etwa 70 Prozent aller Pflanzen als gefährdet«, und hat die Anzahl bedrohter Arten »im neuen Jahrtausend um über 50 Prozent zugenommen. Biologen befürchten daher, dass bis etwa 2030 jede fünfte bekannte Art

aussterben könnten, bis 2050 sogar jede dritte«. Das sei, so der Ornithologe Peter Berthold, das Werk des *homo horribilis*, der sich mittlerweile zum *homo suicidalis* entwickelt hat, weil er das von ihm selbst entfesselte Artensterben kaum selbst überleben dürfte.

In der Natur geht Vielfalt also in nie dagewesenem Umfang und mit nie dagewesener Geschwindigkeit zurück. Doch wie sieht es mit der Kultur aus? Beginnen wir mit dem, was Menschen aus der Natur durch Kultivierung und Züchtung gemacht haben. »Rote Listen« gibt es nicht nur für Wildtiere, sondern auch für Haustierrassen, deren eine jede Eigenschaften hat, die sie für bestimmte Umweltbedingungen und Nutzungswünsche besonders geeignet macht. Das Aussterben alter Haustierrassen ist nicht nur ein ästhetischer Verlust, sondern wird zu einem Verlust wertvoller Gene führen, die sich für zukünftige Tierzucht als überlebensnotwendig herausstellen könnten. Organisationen wie die »Gesellschaft zur Erhaltung alter und gefährdeter Haustierrassen« setzen sich für ihre Erhaltung ein und erstellen ihre eigenen Roten Listen.

Bei den Nutzpflanzen sieht die Bilanz nicht besser aus. Zwar gibt es heute mehr Müsli- und Kartoffelchipsorten denn je. Dennoch bekommen wir immer mehr Einheitsbrei vorgesetzt, so die Journalistin Silvia Liebrich: »30 000 Maissorten gab es einst weltweit, doch nur ein paar Dutzend davon werden im größeren Stil angebaut, gentechnisch veränderte Pflanzen dominieren.« Bei Bananen gibt es weltweit nur noch eine einzige Sorte. Von den einst 20 000 Apfelsorten bekommen Kunden heute höchstens noch sechs Sorten angeboten. Unter der Voraussetzung, dass, so der *Living Planet Index* des WWF, allein zwischen 1970 und 2005 die biologische Vielfalt unserer Erde um 27 Prozent abgenommen hat, kann unsere Zeit kaum eine Zeit der Vielfalt sein!

Gibt es, wenn schon nicht in der Natur, wenigstens unter den Menschen heute größere Vielfalt?

Auch hier ist Enttäuschendes zu vermelden. Zunächst einmal sprechen die Menschen immer weniger vielfältig. Die Gesellschaft für bedrohte Sprachen stellt fest, dass fast 1/3 der ca. 6500 weltweit gesprochenen Sprachen »innerhalb der nächsten Jahrzehnte aussterben«. Sprachen und Dialekte sind nun aber, so die Gesellschaft für bedrohte Sprachen,

nicht nur Ausprägungen menschlicher Kultur und menschlichen Geistes, sondern auch Mittel der Welterschließung und des Sozialkontakts für ihre Sprecher. Sie stellen einen Wert an sich dar und sollten deshalb – auch als Manifestationen der Kreativität und der Vielfalt des menschlichen Geistes – erhalten und dokumentiert werden.

Und die Kultur? Schon Nina Hagen hat in ihrem eingangszitierten Song festgestellt, dass die Multiplikation der Fernsehprogramme nicht unbedingt eine Steigerung der inhaltlichen Vielfalt bedeuten muss. Daran hat auch die Verhundertfachung der Fernsehprogramme seit 1978 nichts geändert. Ganz im Gegenteil hat die wundersame Vermehrung von Krimis und Talkshows Programme kulturellen Inhalts in einige wenige Spartenkanäle oder in die Zeit um Mitternacht abgedrängt.

Und die multikulturelle Gesellschaft? Mir scheint, dass wir hier ebenfalls auf eine Scheinvielfalt hereinfliegen. Zunächst gilt es festzuhalten, dass Europa über viele Jahrhunderte eine der monokulturellsten Regionen der Welt war. Europa liegt als westlicher Randzipfel Asiens relativ isoliert und hat schon deshalb weniger Migranten angezogen als etwa der Nahe Osten. Schließlich hat auch die religiöse Homogenisierung im Gefolge der Christianisierung dazu geführt, dass kaum anderswo

in der Welt eine derartige religiöse Geschlossenheit herrschte wie hier. Angehörige nichtchristlicher Religionen durften sich nicht niederlassen. Lediglich Juden durften hier siedeln, meist nur widerwillig geduldet und oft verfolgt. »Ketzer« wie die Katharer wurden unerbittlich ausgelöscht, und mit der Präsenz des Islams in Europa hat man rasch aufgeräumt, sobald man dazu militärisch in der Lage war. Als sich im 16. Jahrhundert so etwas wie eine christliche Pluralität herauszubilden begann, brachen Kriege aus, wie es sie, trotz aller Gegensätze und zeitweiliger Anfeindungen etwa zwischen Sunniten und Schiiten, in der islamischen Geschichte nie gegeben hatte. In der Vormoderne war kein Kontinent religiös und auch kulturell so einheitlich wie Europa. Nur vor diesem Hintergrund wird verständlich, warum man anfang zu glauben, mit dem Zuzug von »Gastarbeitern« seit den 1960er Jahren, die andere Essgewohnheiten und teilweise sogar eine andere (aber auch nicht wieder so sehr andere) Religion hatten, hätten sich unsere Städte zu multikulturellen Städten gewandelt.

Wirkliche Multikulturalität herrschte dagegen in der Vormoderne auf den Handelsrouten von Westafrika über Ägypten, den Vorderen Orient, Zentral- und Südasiens bis hin nach China und Indonesien. In all diesen Städten von Marrakesch über Kairo, Tabriz, Mumbay, Buchara bis Xi'an und Aceh standen Gebetshäuser vieler verschiedener Religionen, waren die Menschen auf unterschiedlichste Weise gekleidet und hörte man auf den Straßen zahlreiche Sprachen, und all dies erschien allen normal und selbstverständlich.

Selbst wenn heute auch in Berlin und London Menschen Haussa und Suaheli sprechen, Sikhs einen Turban tragen und chinesische Restaurants gebratene Hühnerfüße servieren, kommt diese Multikulturalität dennoch nicht an die der alten Seidenstraße oder des Osmanischen Reichs vor dem Ersten Weltkrieg heran, weil es die alte Multikulturalität nirgendwo

mehr gibt. Stefan Zweig hat diese Entwicklung schon 1925 in einem hellstichigen Aufsatz beschrieben:

Stärkster geistiger Eindruck von jeder Reise in den letzten Jahren [...]: ein leises Grauen vor der Monotonisierung der Welt. Alles wird gleichförmiger in den äußeren Lebensformen, alles nivelliert sich auf ein einheitliches kulturelles Schema. Die individuellen Gebräuche der Völker schleifen sich ab, die Trachten werden uniform, die Sitten international. Immer mehr scheinen die Länder gleichsam ineinandergeschoben, die Menschen nach einem Schema tätig und lebendig, immer mehr die Städte einander äußerlich ähnlich. [...] nie war dieser Niedersturz in die Gleichförmigkeit der äußeren Lebensformen so rasch, so launenhaft wie in den letzten Jahren. [...] Es ist wahrscheinlich das brennendste, das entscheidendste Phänomen unserer Zeit.

Und das hat Konsequenzen, so Zweig, nämlich das

Aufhören aller Individualität bis ins Äußerliche. Nicht ungestraft gehen alle Menschen gleich angezogen [...]: die Monotonie muß notwendig nach innen dringen. Gesichter werden einander ähnlicher durch gleiche Leidenschaft, Körper einander ähnlicher durch gleichen Sport, die Geister ähnlicher durch gleiche Interessen. Unbewußt entsteht eine Gleichhaftigkeit der Seelen, eine Massenseele durch den gesteigerten Uniformierungstrieb, eine Verkümmern der Nerven zugunsten der Muskeln, ein Absterben des Individuellen zugunsten des Typus.

Unabhängig davon also, wohin wir schauen, ob in die Natur oder zu den Menschen und ihrer Kultur: Überall ist eine Tendenz zu einem Weniger an Vielfalt, einem Rückgang an Man-

nigfaltigkeit zu beobachten. Man kann dafür eine ganze Reihe von (größtenteils zusammenhängenden) Ursachen benennen wie die Verstädterung, die größere Mobilität, die Globalisierung überhaupt, die Belastungen durch Verkehr, die industrialisierte Landwirtschaft, den Klimawandel, die Monopole der großen Lebensmittelkonzerne wie generell die kapitalistische Wirtschaftsweise. All diese Faktoren sind über den Menschen aber nicht schicksalhaft verhängt. Es muss also so etwas wie eine moderne Disposition zur Vernichtung von Vielfalt geben. Die heftigen Diskussionen über Multikulturalität zeigen das in aller Deutlichkeit. Obwohl es sich in Deutschland ohnehin um eine durch den Gleichmachprozess der globalisierten Moderne glattgeschliffene Multikulturalität handelt, ist sie zu einem der wichtigsten Themen des politischen Diskurses geworden. Offensichtlich kann man mit sinnlosen Leitkulturdebatten mehr Aufmerksamkeit gewinnen als mit dem Thema Lebensmittelvielfalt und -sicherheit, und eine »Kopftuchdebatte« regt weit mehr Menschen auf als der Verlust von Vögeln und Insekten.

Auf den folgenden Seiten soll es deshalb nicht so sehr um eine Kartierung der Vielfalt um uns herum, sondern um unsere Bereitschaft oder unseren Unwillen gehen, Vielfalt in all ihren Erscheinungsformen zu ertragen. Thematisiert wird einerseits unser Umgang mit äußerer Vielfalt wie ethnischer Diversität oder einer Vielfalt an Lebensentwürfen, sowie andererseits auch unser Umgang mit den vielfältigen Wahrheiten einer uneindeutigen Welt. Denn genau dies ist unsere Welt: uneindeutig. Menschen sind ständig Eindrücken ausgesetzt, die unterschiedliche Interpretationen zulassen, unklar erscheinen, keinen eindeutigen Sinn ergeben, sich zu widersprechen scheinen, widersprüchliche Gefühle auslösen, widersprüchliche Handlungen nahezulegen scheinen. Kurz: Die Welt ist voll von Ambiguität.

Kurzzeitiges Unentschieden in Genf

Zu Zeiten der Renaissance entstand ein Ambiguitätsüberschuss, also etwas, was in der europäischen Geschichte eher selten vorkommt. Während sich Kunst und Kultur in Italien auf das Prächtigeste entfalteten, wollten viele die überbordende Ambiguitätstoleranz der Renaissancepäpste nicht mehr unwidersprochen hinnehmen. Das Resultat war wieder ein typisch europäisches. In anderen Weltgegenden hätte man eher Kompromisslösungen gefunden, also: Reformen statt Reformation. In Europa aber folgten Kirchenspaltungen und ein religiöser Rigorismus, wie es ihn kaum je zuvor auf so breiter Front in der Welt gegeben hatte.

Dabei gab es reichlich mahnende und versöhnliche Stimmen, wie etwa die von Erasmus von Rotterdam, und an vielen Orten viel guten Willen zum Kompromiss, so auch in Genf, wo die Reformation dann aber letztendlich eine besonders radikale Gestalt annehmen sollte. Dass es dazu kam, war zunächst alles andere als ausgemacht. Religion alleine hätte auch nicht dazu ausgereicht, in Genf eine *Tyranei der Tugend* – so der Titel eines Buches von Volker Reinhardt – zu etablieren. Religiöser Rigorismus motiviert in der Regel nur Einzelne. Um daraus eine breite Bewegung entstehen zu lassen, bedarf es immer auch und vor allem politischer Motivationen und günstiger politischer Begleitumstände. Das war sowohl bei Luther als auch bei Calvin der Fall, und es ist bei den Taliban und dem IS nicht anders. Selbst tiefreligiöse Menschen wissen oder spüren zumindest unbewusst, dass Religion eine ambiguitätshaltige Angelegenheit ist, in der man nur unter völliger Selbstverleugnung letzte Gewissheit postulieren kann. Um religiösen Rigorismus auf breiter Front zu mobilisieren, ist deshalb stets auch ein Anstoß von außen nötig. Häufiger noch sind Fälle, in denen ein äußeres, poli-

tisches Motiv religiöse Energien in den Dienst der eigenen Sache stellt.

Die Reformation in Genf liefert hierfür ein gutes Beispiel: Zunächst gab es auch hier Reformbestrebungen, die aber nicht allzu rigoros durchgeführt wurden: »Leben und leben lassen«, so lautete die Devise. Das hätte lange so weitergehen können, wären da nicht politische Mächte gewesen, denen gegenüber man sich positionieren musste. Da waren die unbeliebten Herzöge von Savoyen, zu denen man durch eine pro-eidgenössische Politik Distanz schaffen wollte. Deshalb ging man 1526 mit Freiburg/Fribourg und Bern eine *combourgeoisie* ein. Als nun aber Bern zwei Jahre später die Reformation einführte, während Freiburg beschloss, ein Bollwerk des alten Glaubens zu bleiben, wuchs der Druck auf Genf, sich endlich für die eine oder andere Richtung zu entscheiden. Das pragmatische Bürgertum, dem religiöser Rigorismus fernlag, versuchte es mit einer geradezu klassischen ambiguitätstoleranten Lösung: Man verfolgte eine Politik des »dritten Wegs«, nämlich »den Glauben zur Angelegenheit des individuellen Gewissens zu erklären, den Geistlichen eine Predigt auf der Grundlage des reinen Gottesworts zu befehlen und ansonsten alles beim Alten zu lassen.« Auch die Fastenpredigten sollten allein auf der Bibel beruhen, während man am Gebot des Fleischverzichts festhielt. Da es nun aber schwer ist, Ambiguität aufrechtzuerhalten, da weder Katholiken noch Reformierte mit dieser Lösung zufrieden waren, und da es reichlich politische und sogar militärische Gründe gab, sich für die eine oder die andere Richtung zu entscheiden, endete dieser Versuch, einen Mittelweg zu gehen, schon wenige Jahre später, als am 8. Oktober 1535 der letzte katholische Gottesdienst in der Kathedrale gefeiert wurde. Der Prediger Guillaume Farel, der gegen die »Verunreinigung des Glaubens durch die eigennützigen römischen Erfindungen« gewettert hatte, hatte sich durchgesetzt.

Im folgenden Jahr ließ sich nun, von Farel unterstützt, Johannes Calvin in Genf nieder und setzte dort seine »Tyrannei der Tugend« durch. Wenn heute muslimische Fanatiker Ähnliches anstreben, dann heißt es immer, sie wollten einen »Gottesstaat«. Der Begriff »Gottesstaat« stammt von Augustin (*De civitate Dei*), der damit aber etwas ganz anderes meinte. Ein arabisches Äquivalent gibt es nicht, und im Islam kommt der Begriff ebenso wenig vor, wie er im calvinistischen Genf gebraucht wurde. Man sollte ihn also heute tunlichst vermeiden.

Jenseits dieser Begrifflichkeit gibt es aber doch auffällige Gemeinsamkeiten zwischen Calvins »Tyrannei der Tugend« und islamistischen Gesellschaftsvorstellungen. Beide lassen sich unter den Begriff des Fundamentalismus fassen, der viele Definitionen und Deutungen erfahren hat. Interessant ist dabei aber vor allem, welche seiner Elemente sich auf Ambiguitätsintoleranz zurückführen lassen, denn daran, dass eine zutiefst ausgeprägte Ambiguitätsintoleranz jedem Fundamentalismus zugrunde liegt, kann schwerlich gezweifelt werden. Hat man dieses Fundament des Fundamentalismus erkannt, wird man leicht entsprechende fundamentalistische Wesenszüge auch in gesellschaftlichen Bereichen erkennen können, in denen es bislang nicht üblich war, von Fundamentalismus zu sprechen.

Beginnen wir mit dem Begriff der Wahrheit. Wer Eindeutigkeit erstrebt, wird darauf beharren, dass es stets nur eine einzige Wahrheit geben kann und dass diese Wahrheit auch eindeutig erkennbar ist. Eine perspektivische und damit nicht-eindeutige Sichtweise auf die Welt wird abgelehnt. Für Calvin ist die Bibel in allen wichtigen Punkten absolut eindeutig und uneingeschränkt verbindlich – ohne jeden Spielraum für Interpretation. Parallelen zu heutigen fundamentalistischen Strömungen im Islam und in anderen Religionen, Weltanschauungen und politischen Ideologien sind offensichtlich.

Der Komplementärbegriff zu »Wahrheit« ist nun der der Wahrscheinlichkeit. Ein klassischer islamischer Jurist beanspruchte nicht, in seinem Gutachten die Wahrheit, sondern nur eine mit guten Gründen fundierte wahrscheinlich richtige Lösung gefunden zu haben. Auch Parlamente demokratisch verfasster Staaten verkünden keine Wahrheit, sondern suchen lediglich die aller Wahrscheinlichkeit nach angemessenste Lösung.

Wenn es nur eine einzige Wahrheit gibt, dann muss diese auch überzeitlich gültig sein. Hat man zu bestimmten Zeiten bestimmte Dinge anders gesehen und anders interpretiert, können diese Sichtweisen und Interpretationen nur falsch sein, weil es anderenfalls ja mehrere Wahrheiten geben müsste. Das zweite grundlegende Merkmal des Fundamentalismus besteht also in der Ablehnung der Geschichte. Auch Calvins »Organisationsplan einer christlichen Gemeinschaft trat mit dem ehernen Anspruch auf, nichts neu zu schaffen, sondern alles aus den ältesten und reinsten Vorbildern zu schöpfen. Was nicht von den Aposteln und ihren direkten Nachfolgern vorgelebt worden war, hatte keine Daseinsberechtigung«. Dies gilt, ersetzt man die Apostel durch den Propheten Muhammad, ebenso für den salafistischen Islam. Deshalb ist es auch lächerlich, fundamentalistische Strömungen immer wieder zu bezichtigen, sie wollten zurück ins »Mittelalter«. Zum einen ging es in jener Zeit, für die sich der ohnehin nicht sonderlich sinnvolle Begriff »Mittelalter« eingebürgert hat, meist gar nicht so fundamentalistisch zu. Zum anderen lehnen Fundamentalisten gerade die geschichtliche Entwicklung ihrer Religion mit ihren vielfältigen Auslegungstraditionen und ihrem allmählich entstandenen theologischen Überbau auf das Heftigste ab. Es zählt allein jene Anfangszeit, in der der Wille Gottes bzw. des Religionsstifters noch vermeintlich rein und unverfälscht erkannt und umgesetzt wurde.

Dies führt zum dritten prägenden Wesenszug, dem der Reinheit, der sich vielfältig mit dem der Eindeutigkeit überschneidet. Nur dann, wenn etwas rein ist, kann es eindeutig sein. Sobald etwas anderes, Fremdartiges dazukommt, werden Erklärungen nötig. Ist jenes unreine Etwas noch dasselbe Etwas, das es als Reines sein würde? Wie verhält sich das Reine zu jenem, das hinzutritt? Hat jenes Hinzutretende eine eigene Bedeutung oder modifiziert es die Bedeutung des ursprünglich Reinen? Und selbst dann, wenn es dies nicht tun sollte, müsste es dennoch einer Interpretation unterzogen werden, und damit ist das Ursprüngliche zwangsläufig nicht mehr eindeutig. Alles, was interpretiert und gedeutet werden muss, ist nicht mehr rein.

Dieser Reinheitsgedanke findet sich schon bei dem Prediger Farel, der die wahre Religion von allen Zutaten, die sich nicht aus der Schrift ergeben, reinigen wollte. Calvin wollte entsprechend auch Genf reinigen, indem alle Menschen, die falsche Meinungen haben, aus Genf exiliert oder gar, wie Miguel Servet, »ein wandelnder Ansteckungsherd«, auf dem Scheiterhaufen verbrannt werden. *Wahrheitsobsession*, *Geschichtsverneinung* und *Reinheitsstreben* sind also drei Wesenszüge bzw. Grundbegriffe von Ambiguitätsintoleranz, die die Basis jedes Fundamentalismus bilden. Dies ist der fundamentalistische Pol der Ambiguitätsintoleranz. Alles ist eindeutig, entweder ganz richtig oder ganz falsch, und es ist ewig gültig.

Es gibt prinzipiell nur zwei Möglichkeiten, der Ambiguität zu entgehen. Entweder existiert Ambiguität dann nicht, wenn etwas (1) nur genau eine einzige Bedeutung hat, oder dann, wenn es (2) gar keine Bedeutung hat. Diesen zweiten Pol nenne ich den der Gleichgültigkeit. Das Wort weckt mehrere Assoziationen: Wenn etwas keine Bedeutung (im Sinne von englisch *meaning*) hat, dann sind alle Interpretationen gleich gültig. Wenn alle Bedeutungen gleich gültig sind, verliert die

Sache insgesamt an Bedeutung (im Sinne von *importance*) und kann gleichgültigen Herzens oder allenfalls mit oberflächlicher Schaulust betrachtet werden.

Meine These lautet nun, dass unsere Zeit eine Zeit geringer Ambiguitätstoleranz ist. In vielen Lebensbereichen – nicht nur in der Religion – erscheinen deshalb Angebote als attraktiv, die Erlösung von der unhintergehbaren Ambiguität der Welt versprechen. Diese gelten ihren Anhängern und Jüngern als besonders zeitgemäß und fortschrittlich und haben vielfach die Diskurshoheit in ihrem jeweiligen Feld erobert. Demgegenüber wird Vielfalt, Komplexität und Pluralität häufig nicht mehr als Bereicherung empfunden. Diese Entwicklung führt zu dem, was im Titel dieses Essays als *Vereindeutigung der Welt* bezeichnet wird: ein Weniger an Bedeutungen, an Ambiguität und an Vielfalt in allen Lebensbereichen. In den folgenden Abschnitten wird es darum gehen, zu zeigen, wie sich diese Sichtweise auf die Welt mit ihren Polen des Fundamentalismus und der Gleichgültigkeit in der Religion, in Kunst und Musik sowie in der Politik immer weiter ausbreitet. Diese Überlegungen auf weitere Lebensbereiche zu übertragen, etwa von der zunehmend identitären Esskultur über Lebensstil und Mode bis hin zu Literatur und Wissenschaft, sei dem Leser überlassen.